

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 196.

Freitag, 21. Juli

1933.

Als Ines aus Leningrad kam

Roman von Maria Renée Daumas

1. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten).

Nein, das war nichts für Heinz Berkow.

Deswegen sagte er jetzt mit bekümmertem Miene: „Aber Sie wissen doch sehr gut, Fräulein Marianne, daß ich am Sonntag in der Familie meines Onkels sein muß. Er würde es mir sehr übelnehmen, wenn ich da eine Ausrede suchen wollte und nicht käme.“

Sie zuckte die Achseln.

„Wie Sie wollen, — es war nur, weil Sie sagten, Sie hielten es nicht einen Tag aus, ohne mich zu sehen.“

„Na, so ist es ja auch“, sagte er leicht hin, „die Stunde mit Ihnen nach Büroschluß ist mir unentbehrlich, und ich bin wirklich sehr ärgerlich, daß ich heute erst so spät kommen konnte. Ich habe Ihnen übrigens etwas mitgebracht, Fräulein Marianne.“ Er zog ein kleines Paket, in Seidenpapier gewickelt, aus der Tasche und reichte es ihr.

Sie war sehr überrascht und packte es nur zögernd aus.

Dann hielt sie eine kleine silberne Puderdose in den Händen, in deren Deckel ihr Name eingraviert war.

„Wie reizend, o wie reizend!“ Sie war ehrlich erfreut.

„Ich danke Ihnen vielmals.“ Sie streckte ihm die Hand hin, die er schmeichelnd in der seinen behielt; zögernd fügte sie dann hinzu: „Aber das darf ich ja gar nicht annehmen, wie kommen Sie dazu, mir ein solches Geschenk zu machen?“

Er lächelte. „Ein äußeres Zeichen meiner inneren Verehrung, Marianne, und ich bin belohnt, wenn Sie sich darüber freuen.“

Sie drehte die Puderdose immer noch in den Händen.

„Sehr, sehr freue ich mich darüber, Herr — Herr Berkow —“

„Wie oft hat ich Sie, mich Heinz zu nennen“, bettelte Heinz Berkow.

Sie überlegte einen Augenblick. „Also gut — Heinz —, was soll ich aber meiner Mutter sagen, wenn sie das Büchsen sieht?“ —

Sie warf schon wieder die Schlinge nach ihm aus, wie er zu merken glaubte, — und wieder lächelte er.

„Ein so kluges und geschicktes Mädchen, wie Sie es sind, Marianne, wird dieses kleine Ding schon vor der Mama zu verbergen wissen.“

Sie kniff die Lippen ein wenig zusammen, ließ aber ihre Enttäuschung sonst nicht merken.

„Nun gut“, sagte sie scheinbar fröhlich, „dann soll dieses kleine Geschenk unser beider Geheimnis bleiben, vorläufig, und nun muß ich gehen, ich werde erwartet.“

„Von wem?“ fragte er rasch.

„Von einer Freundin“, lächelte sie, und er merkte, daß sie mit Absicht die Unwahrheit sprach, um ihn zu reizen. Er wurde ernst.

„Marianne, sagen Sie mir, wer es ist, Sie wissen, ich bin eifersüchtig.“

„Mit welchem Recht?“ fragte sie lächelnd.

„Mit dem Recht meiner Liebe zu Ihnen.“

Sie zuckte die Achseln.

„Vielleicht lieben mich andere auch noch; ich bin ein anständiges Mädchen, Heinz, und kann mich auf keine Liebeleien einlassen; es gibt Männer, die es sehr aufrichtig mit mir meinen.“

„Aber wer sagt Ihnen, daß ich es nicht aufrichtig mit Ihnen meine? Aber Sie müssen doch einsehen, daß ich vorläufig noch von meinem Onkel abhängen.“

„Na ja, ja ja, — ich mache Ihnen ja auch keinen Vorwurf, lieber Heinz, aber deswegen kann ich doch mein Leben nicht in Sad und Asche vertrauern.“

„Nein, das sollen Sie auch nicht. Wie oft habe ich Sie gebeten, mal mit mir auszugehen, ich weiß ein entzückendes kleines Weinlokal.“

Aber sie schüttelte den Kopf.

„Was fällt Ihnen ein? Ich gehe doch nicht mit einem fremden Herrn allein aus. Nie würden das meine Eltern gestatten.“

Er seufzte ein bißchen.

Diese kleine Marianne war eine ganz Schlaue. Vor der mußte man tatsächlich auf der Hut sein, wollte man sich nicht einfangen lassen und eines Tages von ihr geheiratet werden. Und dazu hatte der „süße Heinz“, wie er in der Lebewelt hieß, wirklich keine Lust.

„Na, es wird ja alles anders werden“, sagte er und wußte eigentlich selbst nicht, was er damit meinte, sagte es nur so hin. Sie aber faßte es zu ihren Gunsten auf und schöpfte neue Hoffnung, ihn doch noch zu erobern.

Sie wurde wieder ganz fröhlich. „Also dann auf Wiedersehen, Heinz!“

Wenig später war sie dann an dem verabredeten Ort und sah schon von weitem Alfred Webner hin und her gehen und nach der Richtung blicken, aus der sie kommen mußte.

Sie hatte sich durch die Unterredung mit Heinz Berkow um eine halbe Stunde verspätet.

Ein Leuchten ging über das Gesicht des Mannes, als er des Mädchens ansichtig wurde. Nichts von Ärger und Ungeduld über ihr langes Ausbleiben war ihm anzumerken.

Sie reichte ihm ein wenig zerstreut die Hand; denn sie stand noch immer unter dem Eindruck der Unterredung mit dem anderen; den mochte sie eigentlich lieber, als den etwas schwerblütigen, ernststen Ingenieur.

„Ich habe Sie warten lassen, Alfred.“

Er nahm diese Worte als Entschuldigung. „Aber das tut ja nichts, Marianne“, sagte er freundlich, „wahrscheinlich hatten Sie solange im Büro zu tun und konnten nicht eher abkommen.“

Er hielt sich dicht neben ihr; sie bogen in einen Promenadenweg des Nordparks ein und gingen langsam durch den frühen Abend.

Sie war irgendwie in gereizter Stimmung; das Zusammenreffen mit Webner lag ihr heute nicht recht. „Ach, ich hätte schon eher gehen können“, sagte sie leicht hin, „aber Heinz Berkow kam noch zu mir herein, und da konnte ich dann nicht so rasch fort.“ Nein, lügen mochte sie nicht.

Über sein Gesicht flog ein Schatten.

„Heinz Berkow? Ist das nicht der Nefse Ihres Chefs?“

Sie nickte und ließ ein kleines Lächeln um ihre Lippen spielen.

„Was wollte er von Ihnen, Marianne?“

Sie zuckte die Achseln. „Ja, was wollte er? Er behauptete mich sehen zu müssen, sonst wäre der Tag für ihn verloren.“

Er wurde sehr ernst.

„Haben Sie ihm das Recht gegeben, Marianne, so zu Ihnen zu reden?“ fragte er.

Jetzt lachte sie amüsiert. „Aber, Alfred, ich kann ihm doch nicht verbieten, mich gern zu haben — Sie behaupten doch selbst immer, Sie hätten mich so gern, und ich verbiete es Ihnen auch nicht.“

„Sie wissen, daß ich Sie liebe.“

„Dürfen dasselbe wie Sie nicht auch andere empfinden?“

„Ich meine es aber ehrlich mit Ihnen, Marianne.“

„Wer sagt Ihnen, daß Heinz Berkow es nicht auch ehrlich mit mir meint?“

„Berkow ist als Schürzenjäger bekannt —, ich möchte Sie nicht in seinen Händen wissen.“

Wieder zuckte sie die Achseln.

„Das dürfte üble Nachrede sein. Wahrscheinlich sieht er sich auch die Mädchen an, mit denen er es zu tun hat —, da schauen Sie her, welch reizendes kleines Geschenk er mir heut gemacht hat.“

Sie kramte in ihrem Täschchen und brachte dann die Puderdose hervor.

Er biß sich auf die Lippen.

„So, so; er macht Ihnen Geschenke?“

„Ja, Sie sehen, mein Name ist eingraviert; sollte ich es zurückweisen?“ sie sagte es ganz naiv; trotzdem tat ihre Art ihm weh. Hatte er sich bisher in ihr getäuscht?

„Nein, wahrscheinlich nicht“, sagte er zögernd. „Sie müssen ja selbst am besten wissen, wie Sie zu ihm stehen und ob er annehmen durfte, Sie mit diesem Geschenk zu erfreuen.“

Jedenfalls dachte er das, und ich habe mich wirklich darüber gestreut.“ Und dann: „Sie schrieben mir, Sie hätten mir etwas Wichtiges mitzuteilen, Alfred, und wollten mich deswegen sprechen. Sie haben mich neugierig gemacht. Nun erzählen Sie mir mal Ihre große Neugier.“

Seine Gedanken beschäftigten sich noch immer mit diesem Berkow und dessen Geschenk an Marianne. Er mußte sich erst wieder zurückfinden.

„Ja, so“, sagte er endlich zögernd, „denken Sie, meine Firma will mich nach Rußland schicken. Es sind dort Maschinen hinzuliefern, die aufgestellt, angeschlossen und ausprobiert werden müssen. Das neue Rußland braucht jetzt viel. Der Ingenieur, der hingehet, muß sich verpflichten, für längere Zeit dortzubleiben, — es ist ziemlich verantwortungsvoll, und der Auftrag ist eine Auszeichnung, — aber ich wußte doch nicht ob ich annehmen sollte, ich wußte nicht, wie Sie darüber denken, — so habe ich mich noch nicht fest gebunden.“

Sie war bei seinen Worten ein wenig erschrocken; nun täte es ihr vielleicht doch leid, Alfred Webner zu wissen . . . und Heinz Berkows war sie gar nicht sicher.

Webner ging sicher mit dem Gedanken um, sie zu heiraten, und sie hätte seinen Antrag sicher angenommen, — aber sie war ihm bislang immer ausgewichen; vielleicht aus Scheu, sich schon zu binden; hegte sie doch immer die Hoffnung, Heinz Berkow für sich zu gewinnen; erst wenn sie die völlige Unmöglichkeit dieser besseren Partie einsah, wollte sie Webner zu Worte kommen lassen.

Blickschnell überlegte sie, was besser wäre: Wenn er jetzt nach Rußland ginge, oder wenn er hier bliebe und sie ihn jederzeit in erreichbarer Nähe hätte, falls die Sache mit Berkow doch noch schief ging.

Gespannt blickte er ihr ins Gesicht. Da dachte sie an die kleine Puderdose in ihrer Tasche und ein gewisser Leichtsinns kam über sie. Webner würde sie schon nicht verlieren, wenn sie ihn auch ein wenig fortschickte! Im Gegenteil, vielleicht erhöhte die Trennung noch seine Liebe zu ihr, und es war besser so, als wenn er sie ein paarmal in der Woche sah; er war ihr dann vielleicht um so sicherer.

Sie sah ihn an, etwas kühl, wie ihm schien; kein Erschrecken oder gar Trauer war auf ihrem frischem Gesichtchen zu sehen, wie er im stillen gehofft hatte.

Sie sagte langsam: „Aber das ist ja sehr schön für Sie, Alfred, Sie müssen natürlich den Auftrag annehmen und nach Rußland gehen. Wie lange sollen Sie dort bleiben?“

Er hatte das Gefühl, als habe ihm jemand einen Schlag versetzt. Langsam sagte er dann: „Vielleicht ein Jahr; es kommt ganz auf die Abmachung an. Sie reden mir also zu, den Auftrag anzunehmen?“

Sie erschrak. Ein Jahr kam ihr zwar auch etwas lange vor, aber dann zuckte sie lächelnd die Achseln. „Na gewiß, der Auftrag ist doch sicher ehrenvoll, und wenn Sie gehen, wird Sie das in Ihrer Karriere fördern, und schließlich“ — — sie zögerte ein bißchen —, „Rußland liegt ja nicht aus der Welt, — Sie werden wiederkommen.“

Er lachte bitter. „Gewiß, ob früher oder später, darauf kommt es ja nicht an. Werden Sie mir schreiben?“ fügte er plötzlich hinzu.

„Ja, natürlich“, sie sagte es ein wenig zögernd, so als überlege sie sich die Sache, „aber ich bin sehr schreibfaul.“

Er fand sie oberflächlich und grausam; wie ein physischer Schmerz zog es durch seine Brust. Er hatte Marianne Reichardt sehr geliebt; daß er sich bis heute noch nicht offen ihr gegenüber ausgesprochen hatte, lag an seiner angeborenen Zurückhaltung Frauen gegenüber.

Nun hatte ihn ihre Art schwer enttäuscht, — vielleicht war es besser, er ging fort von hier, ehe es zu spät war, ehe die Bande stärker oder unzerbrechbar wurden, die ihn an sie fesselten. Aber trotz diesem schnellgefaßten Entschluß blieb ein bohrender Schmerz in ihm haften.

Sie sah in sein Gesicht und erkannte, daß sie ihn ernstlich gekränkt habe; das hatte sie nicht gewollt. Sie mochte ihn nicht verlieren, denn sie hatte ihn recht gern, und schließlich, wenn die Sache mit Heinz Berkow versagte, blieb er immer ein annehmbarer Bewerber. Ihr Vater hatte einmal gesagt, der Webner habe eine Zukunft vor sich, — andererseits schmeichelte es ihrer Eitelkeit, daß ihre Worte ihn quälten.

„Sind Sie mir böse, Alfred?“ fragte sie und sah ihn bittend an, „ich meine es doch nur gut mit Ihnen.“

„Ja, ja, gewiß“ — nein, sie sollte seine Verstimmung nicht merken, darum mühte er sich, freundlich zu sein —, „ich war ja auch schon halb entschlossen zu gehen“, sagte er, — — „in acht Tagen schon soll ich reisen.“

„Werden Sie vorher noch einmal zu uns kommen?“

Er mühte sich vergeblich, Wunsch oder Bitte aus ihren Worten herauszuhören. „Gewiß, ich werde mich auch von Ihren Eltern verabschieden kommen“, sagte er langsam.

Aber es kam dann nicht mehr dazu, Alfred Webner hatte sich die Sache anders überlegt. Schon am nächsten Tage hatte er den Direktoren der Aktiengesellschaft, bei der er angestellt war, mitgeteilt, daß er den Auftrag annehme und zur festgesetzten Zeit reisen werde.

Nun betrieb er voll Eifer die Vorbereitungen zu dieser Reise, fieberhaft bemüht, sich beständig zu beschäftigen, nur um nicht denken zu müssen, um die herbe Enttäuschung nicht zu fühlen, die ihm die letzte Unterredung mit Marianne gebracht hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Tod und Liebe.

Zu dem Todesengel sprach die Liebe,
Während sie vor ihm die Knie beugte:
Was vernichten deine Senfensiebe
Stets das Leben wieder, das ich zeugte?

Sagte drauf der Genius des Todes:
Ohne meine Sense wär' auf Erden
Lange nicht genug des goldenen Brotes,
Würdest du zum Todesengel werden ...

Rudolf Knusfert.

Wirbelsturm in Gelderland.

Skizze von Richard Curinger.

Die Drachen der Jungens blättern kraftlos zu Boden wie welke Blätter: Plötzlich trug die Luft nicht mehr. Milchige Wolkentrüben drühten auf die unnatürliche Schwüle. Unruhig, mit keil gerectem Sturz, jagte das Vieh sich. Wimmernd im Wasser stand der Hund. Vom Drescher stauten sich die Fuder; bekommen äugte das Gefinde nach der aufgebäumten Wand, die lautlos im Westen die Sonne schluckte. Kreischend flüchteten die Gänse. Raschelnd zitterten die Pappeln. Zwei schwere Regentropfen plätschten bleiern in den Bach. Da ertrant der Grund in Nebeln. Und plötzlich, in breiten, weichen Schüben, stand der Wind, der Südwind, auf, hegte den Himmel vor sich her, Herden von Gewitterzitzen, peitschte sie der Wetterwand in die Flanke, daß aus ihrem schwarzen Rachen Feuerbündel niederrasteten. „Fenster zu! Fenster zu!!!“

Staubschwaden segten durch die Stadt.

Nun gnade der Himmel der Flur! Der Südwind fällt den Westwind an. Der Sturm peitscht Stürme ins Gewitter.

Der Himmel gnad' der Kreatur! Weh den Armen, die es trifft!

In Tulpenröden, aufgeplustert, rannten die Mägde nach Stall und Scheuer. Da hob es sie auf mit Riesensäusen ...

Jan hat ein Niderchen getan. Die Alte moki. Das Abenddünster rihte golden durch die Blinden. Nur die Fliegen sieberten. Dann war es ganz still. Unheimlich still.

Jan hebt den Kopf. Die Stille weckt ihn. Das Hemd klebt am Leib, feucht vor Schweiß. In Jans Augen dunkelt es seltsam. Da packt ihn die Angst. Schreien will er. Er will zur Tür. Die plakt ihm entgegen. Schiefergrau klast ihn das Dunkel an, daß er erblindet. Rücklings spickt es ihn an die Wand, daß er haften bleibt, betäubt, erwürgt, ans Kreuz geschlagen, mit unnatürlich weiten Augen.

Das erste, was Jan faßt, ist Schmerz: Schmerz im Ohr, der lachen macht; ein überreiztes Tosen im Ohr, daß er sich totlachen könnte vor Kichern ... Dann saßt er zusammen, knickt ins Knie, staunt, wie schwer die Arme werden, staunt, welch sonderbar rote Flecken um die Stubendecke taumeln, und nun knact ihm der Schädel hintüber. Da sieht er — und saßt nicht, was er sieht: rotverquollener Wollensballen, Wölterwanderungen, Wollen, rotvergoldeter Wollensballen ... rudernd über seine Stube! Er sieht keine Dede, er sieht kein Dach. Keinen Speicher, keine Scheuer. Er sieht ...

Wie er aufschriekt, spürt er das Wasser. Wasser ... Wasser in der Stube! Einen Bach, durch den er wadet ... nach der Tür ... !

Tür?

Sechs Türen hat Jans Haus auf einmal, und es waren nur fünf Fenster! Jetzt tritt es auf Glas, auf Fensterglas, stolpert über Barriladen brauner Balken, über Ziegelschutt und Mauern, bleibt mit der Hofenfrause hängen am Zifferblatt der Kirchturmuhr! ... Seltsam! Das hing doch sonst dort oben.

Jan reißt den Mund auf ... Das hing doch dort oben, wo jetzt der Turmstumpf die Wolken anklafft!

Jan will nicht begreifen, warum sein Hausdach plötzlich auf Nachbars Scheune reitet ... warum die Straße schwimmt von Stroh, das sich im Urwald geborftener Pappeln wüst verknäult und versträhnt.

Aber stürzende Gemäuer klettern Hühnerleiterselette: Dächer abgedeckter Häuser. Im Wust zerschlossener Vorhangsecken blinkt ein Spiegel, baumelt die Lampe. Aus den Möbeltrümmern starrt Teegerät und Tintensaf.

Jan sucht die Alte und weiß es nicht, vergiht es über lauter Wundern. Um ihn knirscht es, splittert, knact von Zweigen, Ratten, Scherben. Menschen, die Jans Nachbarn waren, vierzig, fünfzig Jahre lang, stieren sich in die Gesichter, als hätten sie sich nie gesehen. Ihre Hände schlenkern schlaff. Augen, große, leere Augen heben sie zu den Häusern auf, zu den Trümmern jeder Stadt, die sie plötzlich nicht

mehr kennen. Wie ein Zug von Gliederpuppen tappen sie durch die Ruinen aufgerissener Fassaden, zersplitterter Deden, verschobener Giebel, um groteske Interieurs kolossaler Puppenstücken (mit Bettstellen unter freiem Himmel!). Vor zerkloppten Fabriken — in geknickten Obstkäfigen und erstickten Rosenbeeten — wie mit der Fliegenklappe zerpatzt, raucht ein Landhaus. Der Blitzableiter ist umgestülpt. Nun weist er vom Himmel in die Erde. Dachrinnen schleifen in der Gasse, im Geäst der entlaubten Riesenbuche pendelt ein roter Kinderwagen, angeglüht von Abendsonne. Um die wehenden Gardinen zerdrückter Kreuzstöde und Treppen geistert ein Gewirr von Drähten. Hohl, mit abgeschliffenen Tapeten, windschiefen Estrichen und zerfägten Fehlböden klettert Stube über Stube, während mit kalten Feuerlohen ein wilder Sonnenuntergang Gassen und Marktplatz überfladert und mit neuem Schreden narrt.

Jan taumelt die Landstraße entlang; meilenweit, in spitzem Spalier starren die Stümpfe zerhackter Eichen, deren Kronen zum Himmel führen, in bengalischer Beleuchtung.

Abgedreht, zum Schnürkel gewunden, neigen schwere Leitungsträger ihre Eichenkonstruktion über ausgewuchertes Erdreich. Verwüstet von zerstreutem Roggen, umbergesehten Haserbündeln, flammen die Felder im Abendrot, gerahmt vom sonderbaren Kreuzweg der Marterhölzer zerhackter Eichen.

Da prallt er zurück ... und begreift Gewitter, Sturm und Wirbel und Wollenbruch, die ganze graue Katastrophe dieser wenigen Minuten: Am Bachrand, inmitten eines Irrsals von Laub und Kronen, Geäst und Ruten, hoßt die Alte, erloschen, leblos. Ed und blöd.

Angeschwemmt zwischen Brückenpfeilern, alle Biere in der Luft, findet er die ertrunkene Kuh.

Und nun kreisen wie Nasgeier Flugzeuge um die Kirchturmstümpfe; photographierend, inspizierend, proklamierend. Aus ganz Holland schauen sich Limousinen und Motorräder. Wie im Manöver, wie im Krieg stoßert feldgraues Militär in den Schutthaufen der Mauern, wie nach blutigem Straßenkampf oder in erstürmter Festung. Aber in bunten Sommerkleidern promeniert die schlanke Jugend durch die ausweisfordernden Posten, legt Silbergilden auf Opferteller, kauft Pfefferminz und Ansichtskarten. Im Glasherben-Neer zerstörter Villen schlagen Händler Zelte auf, Zigarren-, Obst-, Limonadebuden. Man läßt sich knipsen auf den Trümmern.

„Holz kaufen!“ sei der neueste Tip. Die Ziegelei fährt Pfannen an. Handwerker handeln mit Tuch und Schuhwerk. Die Regierung wird alles bezahlen.

Die Regierung muß alles bezahlen. Die Regierung, die Mildtätigkeit, das Ausland, irgendwer muß alles bezahlen. Die Kinder sind schon weggebracht.

Zwölf Fischerinnen in Friesentracht, hoch oben auf offenem Autobus, lachen und winken vor Pläster. Rotbadig, strohend vor Gesundheit, fanfaren sie in die tolle Kirmes, wo es so viel zu sehen gibt an verrückten Häusern und Menschen und Buden und freundlichen Soldaten! Das Leben wird schon alles bezahlen. Sie lachen dem Glend ins Gesicht. Sie lachen dem Wirrwarr ins Gesicht. Aufgeplustert in Tulpenröden rollen sie durch die tolle Kirmes.

Der gute Roman.

Humoreske von Dietrich Kober.

„Sie sind ein Kamel.“

„Erlauben Sie ...“

„Gar nichts erlaube ich! Ich bin eine alte Dame, könnte beinahe Ihre Großmutter sein; und wenn ich Ihnen sage, Sie sind ein Kamel, so brauchen Sie das durchaus nicht tragisch zu nehmen als schwere Beleidigung und mit der Hand an die linke Seite fahren. Erstens haben Sie in Ihrem Leben dort nie ein Schwert hängen gehabt und zweitens war das nur so eine kleine Härtlichkeit von mir, wissen Sie.“

„Trotzdem sehe ich nicht ein ...“

„Oh — Sie werden sehr bald einsehen. Also wie war die Geschichte — Sie haben gestern Ihren dreizehnten Roman vom siebenunddreißigsten Verleger zurückerhalten ...“

„Gewiß.“

„Aha! Sie leugnen es nicht! Und da soll ich Sie nicht einmal ein nettes kleines Kamel heißen dürfen! Ei, gerade weiß ich Sie für einen ganz klugen Jungen halte, der das Zeug dazu hätte, es einmal weit zu bringen am Literaturhimmel. Warum schreiben Sie so schlechte Romane? Lieber Gott, in dieser Zeit hätte man ...“

„Verzeihen Sie, wer sagt Ihnen denn, daß die Romane schlecht sind? Ich glaube, Sie haben noch nicht eine Zeile davon gelesen, gnädige Frau.“

„Das ist auch gar nicht nötig. Großer Gott, wenn man in der Literatur alles gelesen haben müßte, worüber man spricht —“

ber dies nur nebenbei. Also ich sage Ihnen, ich weiß, daß Ihre dreizehn Romane nichts taugen."

"Woher . . ."

"Unterbrechen Sie mich nicht immer! Woher ich das weiß? Ei, weil sie ständig zurückgeschickt werden! Ist das nicht Beweis genug? Es besteht heutzutage ein kolossaler Bedarf an guten Romanen — kein einziger wird zurückgeschickt, der was taugt — sehen Sie!"

"Aber es scheint mir doch, als ob in meinen Romanen einige recht gute Stellen . . ."

"Das leugne ich nicht. Ich will Ihnen etwas sagen: Ihnen fehlt die Technik des Romans. Verstehen Sie? Es kann ein Künstler herrliche Gedanken haben — wenn er die Technik der Binführung nicht beherrscht, wird er kein gutes Bild zustande bringen. Und gerade so geht es mit uns Nachschriststellern — wollte sagen, mit uns Schriftstellern auch! Technik, Technik — Sie beherrschen das ABC des guten Romans nicht, mein junger Freund!"

"Aber das können Sie doch gar nicht beurteilen!"

"Ach! Wer sollte dies besser können als ich! Jeder meiner Romane geht reizend ab und erlebt mindestens zehn bis zwölf Auflagen. Dabei habe ich schon zweieinsechzig geschrieben, vom „Seibblümchen“ angefangen bis zur „Tochter des Rauhgrafen“. Nicht zu vergessen . . ."

"Berechte gnädige Frau, wollen Sie nicht erst einmal einen meiner Romane lesen?"

"Nein. Ich weiß ohnehin schon, was drin steht. Metaphysische und psychologische Probleme, Geistesentwicklung einsamer Menschen, soziale Fragen, komplizierte Charaktere, Dissertationen über Kunst — und Ähnliches. Nun?"

"Ich kann's nicht leugnen, daß . . ."

"Aha! Sehen Sie! Weiter: Sie schrieben dreizehn Romane — wieviele Brautpaare kommen darin in Summa vor?"

"In Summa . . . ?!"

"Nun ja, zusammengerechnet! In meinen zweieinsechzig Romanen kommen zweihundertdreieinsechzig Brautpaare vor, davon nur zwei unglückliche, die dieses Schicksal aber wegen ihrer bösen Intrigen verdient haben. Bei Ihnen?"

"Ja, ich weiß wirklich nicht — in Summa — etwa zehn"

"Lieber Gott, in dreizehn Romanen — das macht pro Stück kaum eines. Da kann ja mit Ihren Büchern nichts los sein! Na, ich sagte es ja, Ihnen fehlt die Technik, fehlen die elementarsten Grundbedingungen zum guten Roman!"

"Und worin bestehen diese, wenn ich fragen darf?"

"Wenn Sie meine zweieinsechzig Romane aufmerksam gelesen hätten, wüßten Sie es von selbst. Sagen sollte ich es eigentlich gar nicht — meine Freundin Hedwig wird sehr böse sein, wenn sie erfährt, daß wieder ein neuer Konkurrent erhebt. Aber da sie ein guter Junge sind, will ich Ihnen gern helfen. Ich schide Ihnen morgen das Roman-ABC zu."

"Gnädigste —! Nur schwach vermögen meine Worte . . .!"

Damit endete meine kleine Unterredung, die ich mit der berühmten Romanschriftstellerin in dem bekannten Weltkurort hatte. Es erübrigt sich nur noch, zu sagen, daß ich seitdem mit größtem Erfolge weitere dreizehn Romane geschrieben habe — alle nach dem Roman-ABC, das mir die edle Dame prompt am nächsten Tage hatte zugehen lassen. Danach kommen in meinen sämtlichen Romanen vor:

Mindestens 2 glückliche Brautpaare,
1 blonder Graf mit Hünengestalt, der 3 bis 10 Jahre in Indien

war,

1 Tochter aus vornehmer Familie als Stütze bei

1 sehr reichen bösen Dame mit

1 bis 3 häßlichen Töchtern und

1 zudringlichen Sohn, ferner

1 eisenharter Mann, der mit den Nerven zusammenbricht,

1 Paar zarte weiße Frauenhände, die beruhigend über

eine heiße Männerstirne fahren (2 bis 100 mal pro Roman),

1 Paar nachtlare (weibliche) Augensterne, in welche heiße

(männliche) Blutaugen tauchen,

1 alte Kommode in einer Kumpellammer, hinter der sich

Briefe und Urkunden im Werte bis zu 5 Millionen Goldmark

befinden,

1 alter Kammerdiener, der schon den Vater des Helden in

den Windeln getragen hat, zugleich als Original zu gebrauchen,

1 falscher Verdacht, der schwer auf den Schultern der Heldin

lastet,

1 Zeuge der bösen Tat, der im letzten Augenblick von einer

fünfjährigen Auslandsreise zurückkommt und sich gerade noch

rechtzeitig das Abendblatt kauft, um einen Justizmord zu verhindern,

2 bis 3 falsche Freundinnen,

1 aufregende Gerichtsverhandlung (schier unerläßlich),

1 besserer Kriminalkommissar, der schweren Herzens seine

Pflicht tut

und verschiedene andere Utensilien . . .

Die Verleger prägelten sich um meine Romane.

Neue Bücher

* In Reclams Universal-Bibliothek (Verlagsbuchhandlung Philipp Reclam jr., Leipzig) erschienen: „Geschichte der deutschen Literatur nach Entwicklungsperioden.“ Von Dr. Walther Klöpzig. U.-B. Nr. 7200. Hier ist das Kunststück geleistet, eine wirklich wertvolle, sachkundige und vollständige Literaturgeschichte auf knappstem Raum zu bieten! Die Entwicklungsperioden und Zeiteile sind plastisch herausgearbeitet, alle Einzelheiten treten im richtigen Verhältnis zu ihrer Bedeutung für das Ganze hervor. Von den bedeutungsvollsten Werken werden Analysen und Inhaltsangaben gebracht. — „Erste Hilfe bei Erkrankungen und Unfällen im Alltag und im Sport.“ Von Med.-Rat Dr. R. Lange. U.-B. Nr. 7203. Gegen alles, was dem Menschen zustoßen kann, sei es Krankheit oder Unfall, findet man hier die sofort zu ergreifenden wirksamen Maßnahmen. — „Luftschau.“ Die Gefahren aus der Luft und ihre Abwehr. Von Albert Benary, Oberstleutnant a. D. U.-B. Nr. 7205. Ein anerkannter Fachmann faßt hier auf Grund der neuen Erfindungen und des amtlichen Materials alle Maßnahmen des militärischen und zivilen Luftschutzes zusammen, für Länder, Städte und für den Einzelnen. — Dr. Johannes Walthert: „Das Rätsel der Wünschelrute“. U.-B. Nr. 7209. Auf Grund langjähriger Versuche und Beobachtungen an Hunderten von Studenten und erfahrenen Nuttgängern deutet Dr. Walthert die merkwürdigen Erscheinungen des Rutenauschlages als „geopathische Reize“, die an den betreffenden Orten das Nervensystem des geopathisch veranlagten Menschen erregen und die starken Muskelkontraktionen und andere Reaktionen bewirken. — Hermann Burke: „Der besiegte Lurch“. Ein Gleichnis des Kampfes gegen das Leiden. Mit einem Nachwort von Heinrich Berl. U.-B. Nr. 7210. In der fesselnden Fabel von dem Kampfe eines Landes gegen den unerwarteten Riesenlurch ist der Kampf gegen das Übel symbolisiert — gegen die vielen Übel, die am Mark unseres Volkes zehren. Aber in wunderbar reinen und heldischen Gestalten erstehen auch die Überwinder des Ungeheims, und in einem Preis auf die Kräfte der selbstlosen, hehren Liebe klingt dieses starke Wort aus.

* „Adolf Hitler und sein Stab.“ Von Erich Czech-Jochberg. (Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg i. D.) Um die Person und das Schicksal Adolf Hitlers hat Erich Czech-Jochberg eine Reihe von Biographien führender Nationalsozialisten gestellt. Für die Auswahl dieser Lebensbilder waren nicht nur Bedeutung und Rang maßgebend, es war dem Autor vielmehr darum zu tun, typisch nationalsozialistische Schicksale festzustellen. Sinn und Größe der nationalsozialistischen Bewegung erfährt Czech-Jochberg hier nicht minder hinreichend wie in seinem bekannten Buche „Reichstanzler Hitler“. Die interessantesten Bilder ergänzen den Text in glücklicher Weise und verstärken den Eindruck, den der Leser von der Lektüre des Buches erhält.

* „Fibel zum Versailler Friedensdiktat.“ Von Heinrich Siefmeier, M. d. L. Zum Erinnerungstage, an dem uns der sogenannte Friedens-Vertrag von Versailles aufgezwungen wurde, erschien (im Verlag von Beltz u. Klasing, Bielefeld) dieses zeitgemäße Heft. Der bekannte Pädagoge und langjährige nationalsozialistische Vorkämpfer, Landtagsabgeordneter Heinrich Siefmeier, gibt mit diesem Büchlein eine „Fibel“, d. h. eine wirklich kindertümliche Darstellung des Friedensdiktates. Durch den klaren und übersichtlichen Text und die zahlreichen erläuternden Schaubilder wird ganz besonders schlagkräftig gezeigt, mit welchem Raffinement das deutsche Volk durch diesen Vertrag von seinen haßerfüllten Feinden geknechtet und gänzlich vernichtet werden soll.

* Arthur Kiesel: „Wir sehen nur Schatten.“ (Verlag Philipp Reclam jr., Leipzig.) Ein Arzt, ein Astronom, ein Naturforscher, ein Philosoph und zwei Freunde treiben in dieser Darstellung der erkenntnistheoretischen philosophischen Grundfragen über Wahrheit und Wirklichkeit das Gespräch über die letzten Grundfragen interessant und zielicher vorwärts bis zu Kant und Plato und steuern aus ihren Wissensgebieten eine Fülle wertvoller Erkenntnisse zum Hauptthema bei. Wenn philosophische Schriften sonst langweilig, dunkel und trocken sind, hier ist eine edle populäre Darstellungsweise am Werke, zum kritischen Denken anzuhalten, ohne jemals zu ermüden. Man liest selten so anschaulich und klar und verständlich über viele Probleme der Philosophie. Dr. K.